

benennt, kann er die Konfession und die Nation nicht in konkurrierende und koexistente Deutungsmuster wie die Region oder die Klasse einbinden. Dadurch erhält seine Argumentation eine gewisse Einlinigkeit. Sie tendiert dazu, der Religion von vornherein eine Schlüsselfunktion zuzuweisen und sie als gewissermaßen letztgültig anzuerkennen. Die Nation ist für Smith konstruiert und imaginiert, die Religion – die Konfession – ist es nicht. Das ist aber genau eines der Ergebnisse der religionshistorischen Forschung der letzten Jahre, besonders für den Katholizismus (der hier sowieso relativ blaß bleibt, verglichen mit dem ungleich konturierter herausgearbeiteten Protestantismus): Religiöse Zugehörigkeit als soziale Tatsache ist gleichzeitig auch sozial hergestellt; sie lebt selbst von historischer Erinnerung, ist eine »imagined community« und erhält ihre Bedeutung durch die Verbindung mit anderen Momenten kollektiver Identität, sozialen, regionalen, kulturellen Zuordnungen. Ebenso wie der Nationalismus stellt die Religion ihre Grenzen selbst her, wie man an den Debatten ablesen kann, was denn ein »guter Katholik« sei. Auf solche inneren Differenzierungen wie etwa den Unterschied zwischen Priestern und Laien, der im Katholizismus konstitutiv ist, oder innere Konflikte im Protestantismus legt Smith relativ wenig Wert. Deshalb wohl auch erhält der Konflikt zwischen den Konfessionen eine Stabilität, die für François' frühneuzeitliches Augsburg gelten kann, die ihm aber für das späte 19. Jahrhundert und gerade vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs nicht mehr zukommt. Die demographische Durchmischung und die Zunahme der konfessionsverschiedenen Ehen werden in der Arbeit wohl zur Kenntnis genommen, aber nicht als Hinweis auf wachsende Integration, sondern als Ursache zusätzlicher Konflikte interpretiert (S. 96 ff.): Die »unsichtbare Grenze« ist nicht übersteigbar, zumindest zeigt Smith keinen Weg dazu. Man kann es auch anders sehen.

Doch solche Schwächen sind vielleicht im Ansatz der Untersuchung eingebaut. Die Leistungen, insbesondere die oft vernachlässigte Betrachtung der Grenzgesellschaften und die ebenfalls unterbelichtete vergleichende Perspektive auf die beiden »deutschen« Reiche, rechtfertigen es ohne weiteres, dem Werk eine breite Rezeption zu wünschen. Manchmal sind die Bücher, die wichtige Fragen aufwerfen, bedeutsamer als diejenigen, die auf alles – schnelle – Antworten geben.

Thomas Mergel, Bochum

Christoph Freiherr Marschall von Bieberstein, Freiheit in der Unfreiheit. Die nationale Autonomie der Polen in Galizien nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, Harrasowitz Verlag, Wiesbaden 1993, 388 S., geb., 138 DM.

Von den Gebieten der ehemaligen Polnischen Adelsrepublik, die in den Jahren 1772–1795 von Rußland, Österreich und Preußen besetzt wurden, war bisher vor allem das preußische Teilungsgebiet Gegenstand der Forschungen deutscher Osteuropahistoriker. Weit- aus seltener richtete sich das Interesse der deutschen Forscher auf das Königreich Polen und Galizien. Das hier zu beurteilende Buch füllt somit in einem wesentlichen Maße eine bislang in der deutschen Geschichtsschreibung bestehende Lücke. Der Verfasser hat sich drei grundsätzliche Ziele gestellt: er will dem deutschen Leser die fehlende Darstellung über die Entwicklung der Autonomie Galiziens in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts bieten, zugleich den Umfang und das Wesen dieser Autonomie in analytischen und vergleichenden Studien bestimmen sowie mit seinem Seitenblick auf andere Kronländer und Völker innerhalb der Donaumonarchie den polnischen Historikern Denkanstöße liefern. Die genannten Aufgaben hat der Autor mit Erfolg be-

wältigt. Dank der übersichtlichen Gliederung handelt es sich um eine Art Handbuch, das leicht benutzt werden kann. Der deutsche Leser kann darin ohne Probleme elementare und weniger wichtige Informationen über Bevölkerung, Territorium, Wirtschaft und Kultur Galiziens, über den Kampf um die Landesautonomie und ihre praktische Anwendung im täglichen Leben usw. finden. Polnischen Galizien-Forschern bietet das Buch eine Zusammenstellung von Tatsachen, die zum großen Teil bereits bekannt waren.

Marschall von Bieberstein hat seinen anderthalbjährigen Studienaufenthalt in Krakau sehr produktiv nutzen können; er studierte gewissenhaft die Arbeiten polnischer Historiker über Galizien im 19. Jahrhundert, beschränkte sich dabei aber auf ältere Titel. In den letzten Jahren ist eine wesentliche Belebung in der Galizien-Forschung zu beobachten; als Ergebnis dieses Prozesses ist u. a. das fünfbandige Werk »Galicja i jej dziedzictwo« (Galizien und sein Erbe), Rzeszów 1994–1995, zu nennen. Zwar erschien es erst, als das vorliegende Buch bereits im Druck war. Der Autor hätte jedoch die in den Jahren 1986–1992 veröffentlichten Arbeiten benutzen können.¹ Seine Arbeit hätte sicherlich davon profitiert.

Bis jetzt ist Galiziens Autonomie kaum vor einem breiten Hintergrund geschildert worden, d. h. im Kontext der Situation der Tschechen oder Kroaten in der österreichisch-ungarischen Monarchie. Das im Buch von Marschall von Bieberstein stark ausgebaute vergleichende Element macht das Werk um so wertvoller. Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß der galizische Ausgleich kein einmaliger Pakt – wie im Falle der kroatisch-ungarischen »nadgodba« –, sondern ein Prozeß war. Im Laufe der Jahre ergaben sich zunehmend größere Spielräume. Die Polen haben in Galizien – im Gegensatz zu den Kroaten, die mehr Rechte auf dem Papier als in der Praxis besaßen – den rechtlichen Rahmen der Autonomie immer wieder überschritten.

Marschall von Bieberstein schildert auch im vergleichenden Blick die anderen Aspekte der galizischen Autonomie: imponierende Errungenschaften in Kultur und Wissenschaft, die wachsende Bedeutung der Polen im Wiener Leben; er schildert aber auch die »Kehrseite der Medaille«: das galizische Elend, die wirtschaftliche und gesellschaftliche Rückständigkeit des Landes sowie den – im Vergleich zu den Tschechen – kompromittierenden Analphabetismus.

Obwohl der Verfasser nur manche Arbeiten zur tschechischen, kroatischen und ungarischen nationalen Bewegung verwendet hat und er in seinen Überlegungen nicht allzu weit über die in der Literatur zu findenden Fragen hinausgeht, so spornt doch der vergleichende Charakter der Arbeit zum Nachdenken und zur weiteren Forschung an. Manche der Urteile des Verfassers erscheinen als fragwürdig, z. B. die These, die Klasseninteressen des polnischen Adels hätten für die Angehörigen dieser Schicht höchste Priorität besessen und seien höher als die nationale Solidarität der Polen bewertet worden (S. 370). Ich glaube, dies ist eine recht grobe Vereinfachung. Im Kampf des autonomen Galiziens war nationale Solidarität überflüssig; zudem konnte keine andere Gesellschaftsschicht den polnischen Adel in den Regierungsgeschäften ersetzen.

Zusammenfassend sei festgestellt, daß das besprochene Buch – obwohl es nicht allzu viele neue Erkenntnisse zu Galiziens Geschichte der Autonomiezeit enthält – eine brauchbare Arbeit darstellt und neue Forschungsperspektiven bietet.

Witold Molik, Poznań

¹ Vgl. etwa Maria Kłańska, *Daleko od Wiednia. Galicja w oczach pisarzy niemieckojęzycznych 1772-1918* [Weit weg von Wien. Galizien in den Augen deutschsprachiger Schriftsteller 1772-1918], Kraków 1991; Krzysztof Zamorski, *Transformacja demograficzna w Galicji na tle przemian ludnościowych innych obszarów Europy Środkowej w drugiej połowie XIX i na początku XX w.* [Demographische Transformation in Galizien vor dem Hintergrund der Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur anderer Gebiete Mitteleuropas in der 2. Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jhs.], Kraków 1991.